

Inhalt

| | |
|---|-----|
| Einleitung | 9 |
| Franz Rosenzweigs Militärlaufbahn | 10 |
| Kriegsschauplatz Mazedonien | 11 |
| Franz Rosenzweigs Verarbeitung des Kriegsgeschehens | 16 |
| Die Briefe an die Eltern | 22 |
| Editorische Anmerkungen | 26 |
| | |
| Franz Rosenzweigs Briefe an die Eltern (5. August 1914 – 28. Juli 1917) und Adele Rosenzweigs Briefe an ihren Sohn | 31 |
| | |
| Anhang | |
| A. Verzeichnis der Briefe | 557 |
| B. Verzeichnis der von Franz Rosenzweig an der mazedonischen Front gelesenen Publikationen (Februar 1916 – Mai 1918) | 569 |
| C. Veröffentlichte und unveröffentlichte Dokumente | 588 |
| Verordnung betreffend den Aufruf des Landsturms | 588 |
| Brief des Generals der Infanterie Freiherr von Freytag | 590 |
| Franz Rosenzweigs Militärdienstzeit-Bescheinigung | 591 |
| Brief von Friedrich Wolters an Stefan George | 592 |
| D. Abbildungsverzeichnis | 595 |
| E. Personenverzeichnis | 596 |

Einleitung

Bei der Suche nach Material für die von mir geplante Herausgabe von Franz Rosenzweigs Jugendschriften stieß ich auf das Manuskript „Staatsbürgerlicher Ausblick“,¹ dem ein ursprünglich von Eugen Rosenstock stammendes Mitteleuropakonzept zugrunde lag. Dazu kam später der Fund eines Typoskripts von überwiegend unveröffentlichten Briefen Franz Rosenzweigs an seine Eltern aus den drei ersten Kriegsjahren, das nun hier vorgelegt wird. „These letters contain not only descriptions and observations of the regular days of a German soldier stationed at various European battlefields, but since Franz Rosenzweig read extensively also some thoughts and reflections on his readings.“² Franz Rosenzweigs während seines Mazedonieneinsatzes im Diskurs mit seinen Freunden entwickelten politischen Vorstellungen sind Gegenstand der als Dissertation vorliegenden Studie,³ „Franz Rosenzweig, ‚Mitteleuropa‘ und der erste Weltkrieg“. Diese stellt gewissermaßen eine erweiterte Einleitung zu den hier erstmalig veröffentlichten Dokumenten dar.

1 Herzfeld, Wolfgang D. (Hrsg.): Staatsbürgerlicher Ausblick und weitere Dokumente aus den Tagen um den Kriegsausbruch am 1. August 1914 von Franz Rosenzweig, Eugen Rosenstock und Kurt Gerlach, in: Frieden und Krieg/Peace and War, Rosenzweig Jahrbuch 6, Freiburg/München, Verlag Karl Alber, 2011, S. 275-286. – Eugen Rosenstock-Huessy, Collected Works on DVD, Argo Books, 2005, www.argobooks.org; Denkschrift des 30. Juli. Vorschlag an Prof. Dr. Richard Schmidt zur Staatenbildung unter den slavischen Nationalitäten nach dem Krieg. July 30, 1914. Typescript by L. van der Molen, Archiv der Eugen Rosenstock-Huessy Gesellschaft and Four Wells. Unpublished. Reel 1, Item 25. – 1914.

2 Vgl. auch Anmerkung 54, S. 26 in dieser Edition.

3 Herzfeld, Wolfgang D.: Franz Rosenzweig, ‚Mitteleuropa‘ und der Erste Weltkrieg. Rosenzweigs politische Ideen im zeitgeschichtlichen Kontext, Rosenzweigiana 8, Freiburg/München, Verlag Karl Alber, 2013.

Franz Rosenzweigs Militärlaufbahn

Franz Rosenzweig (1886–1929) leistete im Sommer 1912, nachdem er sein Rigorosum in Geschichte und Philosophie bestanden hatte und zum Doktor promoviert worden war, in Darmstadt seine Wehrübungen ab. Bedingt durch einen Reitunfall musste er den Dienst schon nach drei Monaten aufgeben. Der Achtundzwanzigjährige meldete sich nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges zwar freiwillig, aber nicht „enthusiastisch“, wie Regine Munz⁴ meint, Anfang September 1914 als Krankenpfleger beim Roten Kreuz. Wohl bereits seine Erfahrungen während der Sanitätsausbildung im Virchow-Krankenhaus in Berlin, als die ersten Verwundeten aus Ostpreußen eintrafen, veranlassen ihn zu der Feststellung, wie „widerwärtig“ ihm „die ganze Menschenschlächtere“ sei.⁵ Der Einsatz in Belgien im Feldlazarett Thourout wird diesen Eindruck vertieft haben. Eine plastische Schilderung der grauenvollen Verhältnisse im Lazarett findet sich bei Wieland Herzfelde,⁶ der zur selben Zeit wie Franz Rosenzweig dort Dienst tat.

Nachdem sich Franz Rosenzweigs Hoffnungen, als Kriegsfreiwilliger in der Türkei eingesetzt zu werden, zerschlagen hatten, trat er am 24. April 1915 in Kassel der Feldartillerie bei. Er besuchte dann zunächst in Frankreich einen Kurs an der Entfernungsmesserschule in La Fère, bevor er im Februar 1916 dem Flug-Abwehr-Kanonen-Zug 165 zugeteilt wurde.

Ab dem 12. März 1916 bis einige Monate vor Kriegsende war er auf dem Balkan in Mazedonien als Beobachter und Telefonist eingesetzt. Unterbrochen wurde der Front- oder besser Etappenalltag durch Vorträge, die er vor Offizieren und Mannschaften zu verschiedenen historischen Themen halten konnte. Eine angenehme Unterbrechung war für ihn wohl auch die Abordnung zu einem Offiziersaspirantenkurs im Mai 1918 in Warschau. Er hatte dabei Gelegenheit das Ostjudentum kennenzulernen und war von ihm begeistert.

Während seines Militärdienstes auf dem Balkan fand Franz Rosenzweig genügend Muße für einen regen Briefwechsel mit Verwandten und

4 Munz, Regine: ‚Obs nach dem Krieg schön zu leben sein wird‘. Franz Rosenzweigs und Ludwig Wittgensteins Schreiben im Ersten Weltkrieg, in: Freiburger Zeitschrift für Philosophie und Theologie, Nr. 45, 1998, S. 480-505.

5 Vgl. Brief an die Eltern, 9.9.1914, S. 45 in dieser Edition, zukünftig nur mit „Brief“ und Datumsangabe zitiert.

6 Herzfelde, Wieland: Immergrün. Merkwürdige Erlebnisse und Erfahrungen eines fröhlichen Waisenknaben, Berlin/Weimar, Aufbau-Verlag, 1986, S. 136. Zukünftig zitiert: Herzfelde, Immergrün.

Freunden und für die Abfassung zahlreicher kleinerer Schriften, von denen einige noch während des Krieges veröffentlicht wurden.

Die schriftstellerische Aktivität sollte schließlich in der Abfassung des „Stern der Erlösung“ münden, den er im Sommer 1918 begann und mit Unterbrechungen im Februar 1919 beendete.⁷ Bereits ein Jahr zuvor, im Herbst 1917, hatte er dessen grundlegende Gedanken in einem Brief an Rudolf Ehrenberg, der als „Urzelle“ des „Sterns der Erlösung“⁸ bezeichnet wird, niedergelegt. Dazu wurde er wohl durch Margrit Huessy, die Frau seines Freundes Eugen Rosenstock, inspiriert, die er während eines Heimaturlaubs im Sommer desselben Jahres kennengelernt und in die er sich verliebt hatte. Bevor Rosenzweig mit den deutschen Rückzugstruppen kurz vor Kriegsende im Oktober 1918 nach Freiburg kam, musste er wegen einer Malariaerkrankung, die als Auslöser für seine spätere Lateralsklerose angesehen wird, einige Zeit (ab Ende August 1918) im Lazarett in Belgrad verbringen.

Kriegsschauplatz Mazedonien

Für die Forschung, die den Ersten Weltkrieg zum Gegenstand hat, wird konstatiert, dass sie sich auf dem Wege zu einer „Europäischen Kulturgeschichte“ befände. „Dabei sollten Ansätze einer interdisziplinären Alltags- und Mentalitätsgeschichte mit den traditionellen Forschungsthemen der Politikgeschichte verknüpft werden.“ Diese Zielsetzung wird durch die vollzogene EU-Erweiterung begünstigt. Etliche der europäischen Staaten verdanken ihre Existenz dem Zusammenbruch des Habsburger, des Osmanischen oder des Zarenreichs. Auf diesem Hintergrund geraten die „vergessenen Kriegsschauplätze in Ost- und Südosteuropa“, so auch der mazedonische, wo Franz Rosenzweig eingesetzt wurde, wieder in den Blickpunkt.⁹

7 Zur Entstehungsgeschichte vgl. Martin Brassler, Einleitung, in: ders. (Hrsg.), Rosenzweig als Leser. Kontextuelle Kommentare zum „Stern der Erlösung“, *Conditio Judaica* 44, Tübingen, Max Niemeyer Verlag, 2004, S. 1-9.

8 Franz Rosenzweig an Rudolf Ehrenberg, 18.11.1917, in: Franz Rosenzweig, *Kleinere Schriften*, Berlin, Schocken Verlag, 1937, S. 357-372.

9 Vgl. Golz, Hans Georg: Editorial, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 29-30/2004, S. 2. – Ferner Hirschfeld, Gerhard: Der Erste Weltkrieg in der deutschen und internationalen Geschichtsschreibung, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 29-30/2004, S. 3-12. – In diesem Zusammenhang sei auf die Forschungsprojekte am Friedrich-Meinecke-Institut

Zu Beginn des Ersten Weltkriegs bildete Mazedonien keine territoriale oder gar politische Einheit. Bedingt durch den aufstrebenden Nationalismus brachen zwischen den Griechen, Bulgaren, Serben und Türken, die das Gebiet bevölkerten, schon seit Beginn des 19. Jahrhunderts blutige ethnische Konflikte aus. Der Balkankrieg von 1912/13, in dem sich Österreich-Ungarn auf Betreiben Deutschlands zurückhielt, wurde mit dem Frieden von Bukarest 1913 beendet. Mazedonien wurde unter den bald wieder sich rivalisierend gegenüberstehenden jungen Staaten Serbien, Bulgarien und Griechenland aufgeteilt.

Mit Ausbruch des Weltkriegs begann eine neue Runde im Kampf um Mazedonien.

Deutschland war bestrebt, nach Südosten vorzudringen und dabei gleichzeitig eine Verbindung zu der mit ihm verbündeten Türkei herzustellen. Dieser Plan konnte nach der Niederwerfung Serbiens und dem Beitritt Bulgariens 1915 auf die Seite der Mittelmächte verwirklicht werden. Die Reste der serbischen Armee wurden mit Unterstützung der Truppen der Entente nach Korfu verlegt, um sie dann an der makedonischen Front einzusetzen.

Auf Seiten der Alliierten, die zwischenzeitlich Truppen in Saloniki gelandet hatten, war man unablässig bemüht, das neutrale Griechenland, aber auch Rumänien auf seine Seite zu ziehen. Das französische Expeditions-corps stand unter der Führung von Maurice Sarrail (1856–1929). Ihm sollte es nach langem Bemühen und gegen den Widerstand des Königs gelingen, Griechenland zum Kriegseintritt auf der Seite der Entente zu bewegen.

Kurz nach seinem Eintreffen auf dem makedonischen Kriegsschauplatz kann Franz Rosenzweig seinen Eltern berichten:

„So lange wir hier sind, könnt Ihr nun freilich mehr als beruhigt sein. Die Front ist ca. 100 Kilometer entfernt und nach Veles sind feindliche Flieger seit Januar nicht gekommen! Es ist eine vollkommene Sommerfrische, gestört durch einige Vorgesetzte (aber nicht mehr als einen in der Schweiz die Kellner stören). Blütenbäume, Schneeberge, Rindvieh, Arnauten [Albaner], Türken, bulgarisches Militär.“¹⁰

an der Freien Universität Berlin hingewiesen. Erste Ergebnisse wurden jetzt veröffentlicht in dem von Jürgen Angelow herausgebenden Sammelband „Der Erste Weltkrieg auf dem Balkan. Perspektiven der Forschung, Berlin-Brandenburg, be.bra wissenschaft verlag, 2011.

¹⁰ Brief vom 19.3.1916, S. 99.

Das Hauptquartier der 11. Armee unter August von Mackensen (1849–1945) befand sich zeitweilig in Prilep, deshalb wurde die Stadt hin und wieder „bombardiert“.¹¹



Abb. 1: Territoriale Veränderungen in der Balkanregion

11 Zu diesem Zeitpunkt wurden die Bomben von Hand abgeworfen.

„Da[ss] unten von Seiten der Entente etwas geschieht, halte ich auch für wahrscheinlich; natürlich an der macedonischen Front nur eine taktische Offensive (als Flankenschutz für die strategische, die an der Küste entlang geführt werden muss). Uns, dem B.A.K. Zug 165, wird das freilich nichts angehen, wir schützen weiter brav das Hauptquartier gegen die Flieger, die nicht kommen – a la guerre pas comme à la guerre. Das Kind hat, seit eben vor 5 Minuten einen Namen gekriegt: Luftwehrkanonenzug. Bis 1. Juli ist (zum Abgewöhnen) die alte Bezeichnung B.A.K. Zug noch in Klammern dabei zu schreiben.“¹²

Neben Franz Rosenzweigs Einsatz auf dem Dub, wo er ungefähr 50 km von Prilep entfernt, als Beobachter eingesetzt war,¹³ finden wir ihn aber auch zwischenzeitlich in der Nähe des Doiransees, wo die Frontlinie zu den von Sarrail geleiteten französischen Truppen verlief.

„Die Schiesserei geht heute mit unverminderter Heftigkeit weiter. Gestern sollen es hauptsächlich die Franzosen gewesen sein, heute dagegen soll mehr von uns geschossen worden sein, wird uns gesagt. Bei solch rein akustischer Beteiligung bleibt mein Interesse an den Vorgängen gleich minimal.“¹⁴

Trotz des Einsatzes von Artillerie war der Abschnitt, an dem Franz Rosenzweig Dienst tat, nicht weiter gefährdet.¹⁵ Er selbst ist von Kriegshand-

12 Brief vom 2.6.1916, S. 142.

13 Franz Rosenzweig an Rudolf Ehrenberg, 3. September 1916: „Ich bekam den Brief grade, als ich als Beobachter auf den Dub gekommen war und da bin ich noch immer, weil ich auf Ablösung verzichtet habe, ich lebe hier zwar primitiver, aber dafür auch außerhalb des ganzen nervös machenden Gehorch- und Befehlsbetriebs, denn mit einem Wachtmeister, einem anderen Unteroffizier und zwei Telefonisten stellt sich die Sache leicht aufs Familiäre.“ (Franz Rosenzweig an Rudolf Ehrenberg, 3. September 1916, in: Franz Rosenzweig, *Der Mensch und sein Werk. Gesammelte Schriften. I. Briefe und Tagebücher. 1. Band 1900–1918.* Hrsg. von Rachel Rosenzweig und Edith Rosenzweig-Scheinmann unter Mitwirkung von Bernhard Casper, Haag, Martinus Nijhoff, 1979, S. 215-216; zukünftig zitiert: GS I,1 od. 2. Hier wiederabgedruckt: S. 224 f.)

14 Brief vom 11.8.1916, S. 199.

15 Vgl. Franz Rosenzweig an Rudolf Ehrenberg, 3. September 1916: „Mein Zug hat einen Toten und zwei Verwundete gehabt; sonderbarerweise war ich grade an dem Morgen heruntergegangen und erlebte die schlimmste Beschiessung, die der Zug in der Zeit gekriegt hatte, von Anfang bis zu Ende mit – dabei passierte nichts, es wurde aber infolgedessen Stellungswechsel befohlen und bei dem Stellungswechsel geschah dann (zu einer übrigens stillen Zeit) durch einen ganz vereinzelter Schuss das Malheur.“ (GS I,1, S. 216)

lungen kaum betroffen. Vereinzelt kam es zu Luftkämpfen,¹⁶ in denen sich anfangs die Piloten noch mit Pistolen gegenseitig beschossen. Erst ab 1916 wurde in die Flugzeuge ein Maschinengewehr eingebaut.

Aus den Tagebuchaufzeichnungen Constantin Paulssens, von 1954–1964 Vorsitzender des deutschen Arbeitgeberverbands der Bundesrepublik Deutschland, der von Mitte 1916 bis Ende 1917, also zeitgleich mit Franz Rosenzweig, in Prileb (Mazedonien) als Ordonanzoffizier eingesetzt war (vielleicht kam er in den Genuss des einen oder anderen der Rosenzweigschen Vorträge), können wir entnehmen, wie relativ bequem das Leben an diesem „Front“-abschnitt verlief.¹⁷ Ende 1917 ließ sich Paulssen zu einer Maschinengewehreinheit an die Front versetzen, weil er die militärische Untätigkeit nicht ertrug.¹⁸

Entsprechend gestaltete sich der militärische Einsatz für Franz Rosenzweig. Er versuchte deshalb immer wieder die Eltern, insbesondere die Mutter, meist vergeblich, von der „Ungefährlichkeit“ der Lage zu überzeugen.

„Ich bitte dringend, mir die Belege Eurer Beängstigungen zu ersparen; ich habe auch Nerven. ‚Nächtliche Angriffe östlich des Wardar‘ beschäftigen zwar nicht meine Nächte, aber die auf ‚Eure Nächte‘ folgenden Tage, falls ich nämlich den Tagesbericht lese. Zweitens fliegen bei Nacht keine Flieger. Drittens wenn die Franzosen durchbrechen, dann ist es für uns hier egal, ob ‚östlich oder westlich‘ des Wardar, da dann der Wardar hier zu schmal ist, um nicht sofort überschritten zu werden; die Ebene ist hier, wie Euch ein Blick auf die Karte zeigen könnte, ganz einheitlich (der Bojuwieder ist nur ein Bach).“¹⁹

16 „Gestern sahen wir übrigens wie ein feindlicher Fesselballon von einem Flieger abgeschossen brennend ganz langsam sank, und daneben ebenso langsam der Insasse mit Fallschirm.“ (Brief vom 15.12.1916, S. 353)

17 „Indem die Tagebücher oft den Tagesablauf ihres Verfassers minutiös schildern, gewähren sie zugleich Einblick in den Kriegsalltag von Offizieren an diesen Frontabschnitten. Ein Alltag dessen Annehmlichkeiten verdeutlichen, daß der Krieg für manchen Offizier keinen Umbruch bedeutete, sondern geradezu die Erfüllung des gesellschaftlichen Versprechens einer privilegierten Existenz.“ In: Rauh-Kühne, Cornelia: Gelegentlich wurde auch geschossen – Themenportal erster Weltkrieg: Zum Kriegserlebnis eines deutschen Offiziers auf dem Balkan und in Finnland, S. 146-169, hier: S. 147f. Online abrufbar unter: http://www.erster-weltkrieg.clio-online.de/_Rainbow/documents/Kriegserfahrungen/rauhk%C3%BChne.pdf

18 Ebd., S. 157-159.

19 Brief vom 29.10.1916, S. 297.

Zusätzlich setzte er sich gegen die Neigung der Mutter zur Wehr, seinen Kriegseinsatz gegenüber Freunden und Verwandten als besonders „heldenhaft“ darzustellen:

„Ich bitte aber, mich überhaupt zu verschonen und Euch vor Ehrenbergs zu schämen (etwas mehr zu schämen als damals vor Vogts, als Ihr ihnen sagtet, Ihr hättet so gern ‚auch‘ ‚etwas‘ ‚geopfert‘); es ist einfach widerwärtig diese Wirtschaft und gleichzeitig für mich das Gefühl, dass das hier genau so ein Drückebergerposten ist wie die KGG oder so etwas. Das erträgt man; aber fortwähren[d] in dieser Weise daran erinnert zu werden erträgt man nicht. Habt Ihr schon einmal gehört, dass überhaupt bei einem BAK²⁰ einer anders als durch Krankheit oder Unglücksfall umgekommen ist? und nun geschweige bei einem solchen wie unseres hier.“²¹

Wie man sieht, war die militärische Lage an der makedonischen Front nicht etwa mit der im Westen wie beispielsweise in Verdun zu vergleichen, wo sein Freund Eugen Rosenstock und sein Vetter Hans Ehrenberg eingesetzt waren. Bezogen auf sie hat der Satz aus dem „Stern“ „mag der Mensch sich wie ein Wurm in die Falten der nackten Erde verkriechen vor den herzischenden Geschossen des blindunerbittlichen Todes“ seine Berechtigung und kann entsprechend mit der Todesangst in Verbindung gebracht werden.

Franz Rosenzweigs Verarbeitung des Kriegsgeschehens

Regine Munz konstatiert in dem oben erwähnten Aufsatz, dass es um Franz Rosenzweigs Kriegsmoral, soweit man das aus den Tagebüchern und Briefen entnehmen kann, vorbildlich bestellt gewesen sei. „Das heißt, er vertraute seinem Tagebuch keine Klagen über die schlechten Lebensbedingungen an, und er äußerte sich ebenso wenig zu seiner Todesangst oder zu den Schwierigkeiten als Soldat.“²² In diesem Zusammenhang beklagt sie: „Zum anderen spielt der editionspolitische Umstand eine wichtige Rolle,

20 BAK = Ballonabwehrkanone bzw. Luftwehrkanonenzug. Vgl. zur Entwicklung der Luftabwehr: http://www.flakbtr271.de/html/body_flugabwehr.html

21 Brief vom 29.10.1916, S. 297 f.

22 Munz, Regine: ‚Obs nach dem Krieg schön zu leben sein wird‘, S. 487.

daß nicht alle seine Notizen aus dieser Zeit veröffentlicht worden sind und auch die veröffentlichten Briefe“ nur „mit vielen Auslassungen“.²³

Weiter verweist sie darauf, dass Franz Rosenzweig „wohl nur die eine Seite von sich“ zeigte, „die er als für sein jeweiliges Gegenüber tragbar empfand“.²⁴ Jedoch trifft das allgemein auf seine Briefe zu. Unabhängig von der militärischen Situation sind sie auf den jeweiligen Adressaten bezogen, so dass man diesen Satz auch so variieren könnte: Er zeigte jeweils die Seite von sich, „die er für sein jeweiliges Gegenüber“ ‚intellektuell‘ „als tragbar empfand“.

Was den Leser bei der Lektüre der hier veröffentlichten Briefe ebenso irritiert, ist Franz Rosenzweigs scheinbar persönliche Unberührtheit vom Kriegsgeschehen. Das mag daraus resultieren, dass er den Krieg – wie erwähnt – an einem relativ ruhigen Frontabschnitt verbrachte.

Franz Rosenzweig wurde mit dem ungeschminkten Gesicht des Krieges kaum in Makedonien, dagegen aber, wenn er auch darüber nicht schreibt, als Sanitäter in Thorout konfrontiert. Hier wird seine medizinische Ausbildung es ihm – im Gegensatz zu dem fast zehn Jahre jüngeren Wieland Herzfelde – erleichtert haben, bei der Behandlung der Verwundeten die notwendige innere Distanz aufzubringen.

Im „Stern“ beschreibt Franz Rosenzweig eindrucksvoll die Angst des Menschen allgemein und die der Soldaten im Kriege im Besonderen vor dem Tode, wobei er zugleich die Philosophie des Idealismus einer Kritik unterzieht:

„Aber die Philosophie leugnet diese Ängste der Erde. Sie reißt über das Grab, das sich dem Fuß vor jedem Schritt auftut. Sie läßt den Leib dem Abgrund verfallen sein, aber die freie Seele flattert darüber hinweg. Daß die Angst des Todes von solcher Scheidung in Leib und Seele nichts weiß, daß sie Ich Ich Ich brüllt und von Ableitung der Angst auf einen bloßen ‚Leib‘ nichts hören will – was schert das die Philosophie. Mag der Mensch sich wie ein Wurm in die Falten der nackten Erde verkriechen vor den herzschendenden Geschossen des blindunerbittlichen Tods, mag er es da gewaltsam unausweichlich verspüren, was er sonst nie verspürt: daß sein Ich nur ein Es wäre, wenn es stürbe, und mag er deshalb mit jedem Schrei, der noch in seiner Kehle ist, sein Ich ausschreien gegen den Unerbittlichen, von dem ihm solch unausdenkbare Vernichtung droht – die Philosophie lächelt zu all dieser Not ihr leeres Lächeln und weist mit ausgestrecktem Zeige-

23 Ebd.

24 Ebd., S. 487.

finger das Geschöpf, dem die Glieder in Angst um sein Diesseits schlottern, auf ein Jenseits hin, von dem es gar nichts wissen will.“²⁵

Dieser Situation der Soldaten im Kriege ist nichts hinzuzufügen. Nur, was bietet der die Philosophie kritisierende Franz Rosenzweig stattdessen den „vor Angst Schlotternden“, den an verschiedenen Kriegsschauplätzen Verblutenden, den Krüppeln, den ihrer Freunde und Anverwandten Beraubten?

Ein philosophisches Modell, das den Krieg in einen welt- und heilsgeschichtlichen Zusammenhang stellt, der letzten Endes dazu dient, die Einheit der Menschheit herbeizuführen, und damit die Voraussetzung bereitet für den ewigen von Gott herkommenden Frieden, für das Reich Gottes.

„In den Zeiten des Anbruchs der Erlösung, gibt es Krieg und wird es immer Krieg geben – und zwar als direkter Ausdruck dafür, dass die Zeit der Erlösung bereits begonnen hat. Krieg führen heißt gewissermaßen zum Ausdruck bringen, dass man von der Erlösung bereits ergriffen ist. Krieg führen bedeutet mit den Mitteln des Krieges um den Frieden der Erlösung kämpfen.“²⁶

Sicher, auch das eine Form, ein Versuch, dem Grauen des Krieges, wenn auch davon kaum persönlich betroffen, einen Sinn zu geben. Nur Rosenzweig muss sich den Vorwurf gefallen lassen, dass er keine ‚existentielle‘ Antwort gibt, sondern die mit einem Lächeln verbundene eines Philosophen.

Bei dem angesprochenen Phänomen der Todesangst, das meist auf die Kriegserlebnisse Franz Rosenzweigs zurückgeführt wird, wird häufig auf die oben zitierte Passage im „Stern der Erlösung“ Bezug genommen. Einige Sätze weiter jedoch kommt Rosenzweig auf die menschliche Fähigkeit zum Selbstmord zu sprechen. In Anspielung auf Goethes Faust verweist er darauf, dass der Mensch einmal im Leben „die kostbare Phiolen voll Andacht“ herunterholen²⁷ müsse. Hier findet sich bereits der Hinweis, der

25 Rosenzweig, Franz: *Der Stern der Erlösung*, Frankfurt am Main, J. Kauffmann Verlag, 1921. (2. Aufl., Frankfurt am Main, Verlag J. Kauffmann, 1922; 4. Aufl., Den Haag, Martin Nijhoff Verlag, 1976 und Frankfurt am Main, Suhrkamp Verlag, 1988.), S. 3.

26 Vgl. Brassler, Martin: „Der Krieg ist, der Friede wird“ (GS III 617), Vortrag gehalten auf dem Franz Rosenzweig Kongress „Gebot, Gesetz, Gebet“, vom 2.–4. September 2012 in Toronto. Vgl. Franz Rosenzweig: *Kleinere Schriften*, Berlin (Schocken Verlag) 1937; Franz Rosenzweig: *Der Mensch und sein Werk. Gesammelte Schriften III. Zweistromland. Kleinere Schriften zu Glauben und Denken*, hg. von Reinhold und Annetta Mayer. Dordrecht, Martinus Nijhoff Publishers, 1984, zukünftig zitiert GS III.

27 Rosenzweig, Franz: *Der Stern der Erlösung*, S. 4.

später durch die Gritli Briefe²⁸ belegt wird, dass Franz Rosenzweigs Erfahrung der Todesangst im Zusammenhang steht mit seiner Selbstmordabsicht, ausgelöst durch das Leipziger Nachtgespräch.²⁹ Vielleicht machte ihn die durchlebte Todesangst auch teilweise immun gegen die mit den Kriegseignissen verbundene Todesfurcht.

Auf jeden Fall besaß Franz Rosenzweig die Fähigkeit – oder er hatte sie entwickelt –, den Krieg möglichst zu ignorieren. Entsprechend schreibt er an Hans Ehrenberg:

28 Es sind fast ausnahmslos lediglich die Briefe Franz Rosenzweigs an Margrit Rosenstock-Huessy erhalten. Vgl. Rosenzweig, Franz: Die „Gritli“-Briefe. Briefe an Margrit Rosenstock-Huessy, herausgegeben von Inken Rühle und Reinhold Mayer, Tübingen, Bilam Verlag, 2002 [zukünftig zitiert: Gritli Briefe]; zusätzlich die erweiterte Internet-Ausgabe: Gritli Letters 1917–1919, Argo Books, Essex VT, USA, 2003–2007; online abrufbar unter: <http://www.argobooks.org/gritli/index.html> [zukünftig zitiert: Gritli Letters].

29 „Ich weiss überhaupt vom Juli 13 weniger wie du. Von einem katastrophalen Gespräch Ende des Monats mit Ausgangspunkt Kierkegaard überhaupt gar nichts. Meine Erinnerung bricht ab bei dem für mich katastrophalen Gespräch nachts vom 7. auf den 8. Juli (du, ich, Rudi dabei, im Esszimmer bei Ehrenbergs, Ausgangspunkt das Antichristbuch der Lagerlöf, wo ich allerdings dich zu anfang in dem Ton ‚Gewogen u. s. w.‘ behandelte, eine Folter die du nicht ertrugst, sondern endlich einmal dein Geheimnis sagtest – denn weil du viel sprichst, bist du gleichwohl nicht weniger schamhaft, du!!!! und lässt den ‚Grossinquisitor‘ und den ‚Heiden‘ deine Geschäfte besorgen, bloss um den Christen sans phrase im innersten Winkel deines Doms still knien zu lassen – also du sagtest dein Geheimnis, warfst mich eben dadurch sofort von meinem angemasteten Richterstuhl herunter, stiegst selbst hinauf und verhörtest mich in Grund und Boden, zerrissst mein künstlich vor mir selbst gesponnenes Alibi, bis ich mir selbst mein Geständnis ablegte und das alibi auf das ibi zu übernehmen mich gezwungen sah. Von da ab weiss ich zwischen uns nichts mehr (einmal, weiss ich, haben wir auf dem Seckigen Flur vor meinem Zimmer am Rathausring nochmal gesprochen, ich fragte dich glaube ich nach den Sprachen oder nach dem Krieg oder nach beiden und verstand deine Antwort nicht; aber das ist das einzige was mir noch dunkel vorschwebt; im übrigen war ich einfach auf den Mund geschlagen, noch viel zu nahe jenem völligen vis-a-vis du rien mit dem ich an jenem Morgen nach der Nacht in mein Zimmer gekommen war und meinen Browning ‚6,35‘ aus der Schreibtischschieblade nahm. Ob mich Feigheit oder Hoffnung damals abgehalten hat ihn zu gebrauchen weiss ich nicht; und werde es auch nie wissen, hier unten wo es ein ‚Frohlocken‘ doch nur ‚mit Zittern‘ giebt. Was also in der Zeit danach bis zum Monatsende noch vorgefallen ist, dafür bin ich ohne Verantwortung, ich war nicht mehr ‚dabei‘; so ist mir allerdings auch nicht zu Bewusstsein gekommen, dass ich dich irgendwie getroffen oder gar erschüttert hätte; ich meinte, du müsstest mir meine Zerbrochenheit in jener Nacht angesehen haben; sie zu verbergen hatte ich gar keine Kraft mehr übrig.“ (Franz Rosenzweig 1917 an Eugen Rosenstock, 13.VIII, Gritli Letters 1917, S. 28.)

„Also ich habe den Krieg nicht erlebt, ich weiß nichts von ihm (und vielleicht gerade die mich selbst manchmal erstaunende Sicherheit von Anfang an im objektiven Erkennen seines Ganges), ich erwarte und will nichts von ihm, ich trage mein Leben wie Cervantes sein Gedicht durch ihn hindurch (sogar nicht nur in der linken, sondern in der rechten Hand, vom Krieg bewältige ich nur, was ich mit der Linken bewältigen kann.)“³⁰

Zwei Jahre später wird er das Bild wiederum gebrauchen: „Der ☆ ist mir jetzt das Nächste, die nächste Aufgabe. Ich trage ihn jetzt täglich durch das Meer des deutschen Jammers und halte ihn so hoch dass er nicht nass wird“,³¹ schreibt er an Margrit Rosenstock.

Rosenzweig bezeichnet die Zeit des Krieges als „Ferien der Verantwortungslosigkeit vor dem Eintritt in das Leben, vor dem mir schon recht bange war und ist“ und was ihn – das Kriegsende vor Augen – weiter beunruhigen wird.

Mit dem Schreiben ist ihm zugleich ein Mittel gegeben, die innere Distanz herzustellen:

„Immerhin spinne ich hier jetzt noch jenen Faden zu Ende, den ich früher einmal angesponnen hatte und schon für immer aufgegeben glaubte (ich spreche von der Seele; im Geistigen weiß ich, dass ich nichts bloss angesponnen sein lassen werde und irgendwann einmal aufnehmen werde, obwohl ich keinen meiner alten Buchpläne mehr als solchen habe).“³²

Auf der anderen Seite ist Franz Rosenzweigs Grundhaltung zum und im Krieg durch Gottvertrauen oder Schicksalsergebenheit gekennzeichnet;³³ auf das Refugium des „Geistigen“ verzichtet er nicht.

30 Franz Rosenzweig an Hans Ehrenberg, Oktober 1916, GS I,1, S. 241-244, hier: S. 242f. An anderer Stelle betont er, dass der Krieg allgemein keinen Einfluss auf den Menschen habe: „Ich leugne *jeden* ernsthaften Einfluss des Krieges auf irgend welche Menschen. In meinem Fall ist das besonders unsinnig, weil ich wirklich vor Kriegsausbruch, was ja freilich niemand wissen kann, schon viel Besseres gemacht habe als die Kriegsprodukte. Das Preußenkapitel des Hegel (August/September 1913 und März/Mai 1914 geschrieben) taugt viel mehr ...“ (An die Eltern 29.5.1917; GS I.1, S. 411)

31 Franz Rosenzweig an Margrit Rosenstock, 19.10.1918, Gritli Letters 1918, S. 139.

32 Franz Rosenzweig an Hans Ehrenberg, GS, I,1, S. 243.

33 „Ahnungen‘ über mein persönliches Schicksal habe ich nie gehabt, hingegen habe ich Grund zu glauben, dass Goethe Recht hat ‚unsre Wünsche sind Vorgefühle unsrer Fähigkeiten‘ und dadurch habe ich eine Art blinder Gewissheit über mein jeweils zukünftiges Tun, aber nicht über mein zukünftiges Leiden; in Bezug auf dieses habe ich statt ‚Ahnung‘ *Vertrauen*, das sich, wenn ichs ausspreche, zu einer Alternative logisiert: ‚entweder‘ falle ich, dann macht er es ohne mich und erspart mir die Arbeit und Unruhe – ‚oder‘ ich bleibe leben, dann braucht er mich und ich habe meinen Posten anzutreten,

Dieser Welt des Geistigen verpflichtet, die zugleich vor den Fährnissen des Lebens Geborgenheit bietet, sind es am Kriegsende auch weniger das Leid und das Elend, das der Weltkrieg mit sich gebracht hatte, die ihn bewegen, als vielmehr der Zusammenbruch seiner mit dem deutschen Reich und Mitteleuropa verbundenen politischen Vorstellungen,³⁴ über die noch an anderer Stelle zu sprechen sein wird.³⁵

Insgesamt kann man sich trotzdem nach der Lektüre der Briefe nicht des Eindrucks erwehren, dass Rosenzweigs Vermögen zur Empathie nicht sonderlich stark ausgeprägt war. Das wird bereits deutlich bei der Auseinandersetzung mit seinem Onkel Victor Ehrenberg in Leipzig, resultierend aus der Haltung Rosenzweigs, der versuchte, der persönlichen Betroffenheit eines Vaters, dessen Söhne zum Fronteinsatz kommandiert wurden, mit „objektiven“ Argumenten zu begegnen.³⁶ Ebenso ist Franz Rosenzweigs Verhältnis zu seinen Kameraden in Mazedonien nicht ungetrübt. Das mag auf seiner Religionszugehörigkeit,³⁷ seinem unsoldatischen Habitus oder an

die Zähne aufeinanderzubeißen und ‚Arbeit und Unruhe‘ nicht zu kennen. Wenn ich denken sollte, *du* fielest – gewiss ich würde meinen Posten genau so stehen, die Feindlichkeit des Lebens bliebe die gleiche; aber die Luft die ich atmete, wäre dünner, zu dünn um noch leicht zu atmen.“ (Franz Rosenzweig an Rudolf Ehrenberg, 29.3.1917, GS I,1, S. 376)

Es liegt nahe, dass mit „er“, obwohl kleingeschrieben, Gott gemeint ist. (Alternativ könnte nur von Eugen Rosenstock, der zu Anfang des Briefes erwähnt wird, oder der Empfänger des Briefes, Rudolf Ehrenberg, die Rede sein, was keinen rechten Sinn ergibt.) In diesen Sätzen kommt, je nachdem wie man es sehen will, Rosenzweigs großes Gottvertrauen oder eine stoische Grundhaltung zum Ausdruck.

34 Brief von Friedrich Meinecke an Franz Rosenzweig, Dezember 1926: „Wir fühlten uns erschüttert durch den Zusammenbruch, und Sie meinten, dass eigentlich die ganze geistige Grundlage und Voraussetzung Ihrer Hegelarbeit, das Vertrauen auf die Festigkeit und Kontinuität der humanistisch-protestantischen Kultur Deutschlands und des durch sie befruchteten deutschen Staatslebens erschüttert oder auf schwerste bedroht sei. Niemals ist mir das Gefühl des inneren Bruches in unserem Leben, das wir alle damals hatten und noch haben schärfer zum Ausdruck gebracht worden, als damals durch Sie. (LBI New York, AR 3001, Box 1, Folder 6, Rosenzweig zum 25. Dezember 1926 – Typescripts, MF 579, Reel 1: 1/1–1/22)

35 Siehe Herzfeld, Wolfgang D.: Franz Rosenzweig, ‚Mitteleuropa‘ und der Erste Weltkrieg. Rosenzweigs politische Ideen im zeitgeschichtlichen Kontext, Rosenzweigiana 8, Freiburg/München, Verlag Karl Alber, 2013.

36 Brief vom 24.8.1914, S. 36.

37 „Die Hoffnungsfreude, mit der weite Kreise unter uns bei Kriegsausbruch eine neue Zeit für die deutsche Judenheit angebrochen sahen, ist erloschen. Es ist vom ernsthaft jüdischen Standpunkt aus ein Glück. Große Wandlungen dürfen dem Tüchtigen nicht

seinem Status als Akademiker unter einfachen Mannschaftsgraden beruhen. Aber es scheint noch etwas anderes mit hineinzuspielen: Im Grunde will Rosenzweig mit der ‚Kanaille‘ nichts zu tun haben.³⁸ Hans Rosenberg hat diese Haltung einmal bezogen auf den modernen preußischen Junker als „Herrenmenschen mit demokratischen Handschuhen“³⁹ bezeichnet. Erstaunlicherweise findet Rosenzweig allerdings immer wieder jemanden, der ihm hilft. Offensichtlich ruft seine Hilflosigkeit in praktischen Dingen zugleich Mitleid hervor.

Dieses Mitleid vermisst man auf seiner Seite, etwa wenn von seinem englischen Cousin Walter Raeburn (1897–1972), der mit den Folgen eines Bauchschusses zu kämpfen hat,⁴⁰ in den Briefen der Mutter die Rede ist. Rosenzweigs Fragen oder Stellungnahmen sind sachlich, schließlich hat man ja auch Medizin studiert, aber im Grunde zeigt er dabei keine persönliche Betroffenheit.

Die Briefe an die Eltern

Zumindest für die drei ersten Kriegsjahre kann die – auch von Regine Munnz – beklagte Lücke in den vorliegenden Veröffentlichungen in Bezug auf die Briefe Franz Rosenzweigs an seine Eltern geschlossen werden. Die Briefe bilden den Schwerpunkt dieser Edition. Sie umfassen den Zeitraum vom 1. August 1914 bis zum 31. Juli 1917, also genau die ersten drei Kriegsjahre. Dabei sind für das Jahr 1915 Lücken zu verzeichnen, die sich aus der Militärdienstzeit Rosenzweigs in seinem Heimatort Kassel erklären. Hier konnten die Kontakte zu Freunden und Verwandten persönlich aufrecht erhalten werden.

als Geschenk von außen und von oben in den Schoss fallen, die Zeit darf ihm nichts bringen, wofür er sich nicht selbst reif gemacht hat.“ (GS1,1, S. 478f.)

38 Vgl. Brief vom 5.5.16, S. 128; Brief vom 21.1.17, S. 383f.

39 Rosenberg, Hans: Probleme der deutschen Sozialgeschichte, Frankfurt am Main, Suhrkamp Verlag, 1969, S. 25.

40 „Ein Bauchschuss der nach 3 Monaten noch eitert, ist das nicht doch etwas Schlimmes? oder was jedenfalls immer noch wieder schlimm werden kann? – Die Langfuhrer Kronprinzengeschichte ist herrlich (eben trovato); hoffentlich hat sie der Gefeierte selbst zu Ohren bekommen, das war etwas für ihn.“ (Brief vom 24.10.1916, S. 290f.)

Ergänzend werden auch einige Briefe Adele Rosenzweigs an ihren Sohn erstmalig publiziert,⁴¹ so dass man wenigstens punktuell von einem Briefwechsel sprechen kann.

Diese Feldpostbriefe bildeten den einzigen Kontakt zwischen Front und Heimat und stellten einen wenn auch nur schwachen Ersatz für die Alltagskommunikation dar. Franz Rosenzweig schrieb fast täglich an seine Eltern, aber auch an seine Vettern und Freunde. Neben den Briefen finden sich zahlreiche Feldpostkarten. Im Gegensatz zu anderen Frontabschnitten, wo die Soldaten lediglich während der Ruhepausen innerhalb der Kampfhandlungen Zeit für ihre Korrespondenz fanden, hatte Franz Rosenzweig in Mazedonien genügend Muße dafür. Ihm war es persönlich unangenehm, wenn die Eltern, insbesondere die Mutter, mit seinem „Fronteinsatz“ prahlten, bekleidete er doch seiner Ansicht nach lediglich den Posten eines Drückebergers.⁴²

Es ist erstaunlich, dass trotz der durch die Kriegshandlungen bedingten Gefährdung der Transportwege relativ wenige Briefe Rosenzweigs verloren gingen. In der Gegenrichtung, bei der Post aus der Heimat, scheint die Zustellung nicht immer gewährleistet gewesen zu sein. Das lag zum Teil daran, dass die Eltern die Sendungen einstellten, sobald sich die Adresse von Rosenzweig änderte, da ihnen das Leitsystem der Feldpostbeförderung unklar blieb. Aber es war hin und wieder auch der Verlust der heiß begehrten Päckchen zu beklagen, die bereits während des Transports einen nicht autorisierten Abnehmer gefunden hatten. Die Päckchen enthielten zumeist Tabak, Esswaren, Schreibutensilien,⁴³ Kleidungsstücke – nur ungern mochte Franz Rosenzweig auf seine seidene Unterwäsche verzichten⁴⁴ – aber vor allem auch Bücher.

Die Feldpost war bis 50 Gramm für die Soldaten portofrei, für die Päckchen gab es ebenfalls Gewichtsbeschränkungen.⁴⁵ Darin ist auch der Grund

41 Unveröffentlichte Briefe Adele Rosenzweigs werden aufbewahrt in der Universitätsbibliothek Kassel, Teilnachlass Rosenzweig, 2° Ms. philos. 39.

42 Vgl. Brief vom 29.10.1916, S. 293-298.

43 „Vor allen Dingen brauche ich Sicherheitsnadeln, Kouverts, Briefmarken, gummierte Adressen, und zwar von Zeit zu Zeit wieder neue.“ (Brief vom 27.4.16, S. 122)

44 „Heute kam das Seidenunterzeug und morgen wird also das alte, das ich seit einem Monat (Tag und Nacht) nicht vom Leibe getan hatte, zur Wäsche gegeben.“ (Brief vom 13.12.14, S. 59)

45 „Da nun das Unglück aber geschehen ist, so will ich die Konsequenzen tragen; zu dem Zweck müsst Ihr mir freilich die Ilias schicken und zwar falls die beiden Bändchen jedes keine 250g wiegen, die beiden kleinen grünen Bändchen mit weissem Lederrücken und dito Eckchen. Natürlich auch 2 kleine Kouverts dazu, dass ich sie sicher zurückschicken

zu suchen, dass Franz Rosenzweig sich überwiegend Publikationen von geringerem Umfang⁴⁶ schicken ließ. Darunter fanden sich zum Beispiel auch zahlreiche sogenannte Flugschriften, die zur Erläuterung der Kriegslage erschienen. Dickere Bücher ließ er nach seinen Anweisungen zerlegen und in einzelnen Partien senden, wobei er von vornherein auf den Einband verzichtete. Nach deren Lektüre sah er zu, dass er sie bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit zurücksandte und erwartete, dass die Bücher in ihren ursprünglichen Zustand zurückversetzt wurden.⁴⁷

Die für die Heimat bestimmten Sendungen wurden eingesammelt oder konnten vor Ort in dafür vorgesehene Behälter geworfen werden. Im Verlauf des Kriegsjahres 1917 wurde die Post nur noch alle zwei Tage abgeholt, daraus resultieren dann auch die doppelten Datumsangaben in Rosenzweigs Briefen.

Zeitweilig wurden von der Obersten Heeresleitung oder einzelnen Armeeführern Postsperrern verhängt, damit sollte die Geheimhaltung von militärischen Operationen gewährleistet werden.⁴⁸

Was den Inhalt der Korrespondenz an die Eltern anbelangt, so ist ihre Lektüre zeitweise ermüdend. Im Mittelpunkt stehen überwiegend die Ver-

kann, sie stehen im kleinen Schrank, links vom Beschauer. Ihr braucht übrigens keine Angst darum zu haben, sie kosten ohne den Einband ein oder zwei Groschen.“ (Brief vom 27.7.1916, S. 183). – „Ferner flehe ich, mir keine Wäsche zu schicken, und gar keine Wollwäsche, ich trage nur noch die seidne Wäsche, habe Euch auch die empfangenen Sommerhemden – und Unterhosen geschickt; bindet sie zusammen und bewahrt sie auf. Und legt künftig zu jedem Wäschestück eine fix und fertige (frankierte und adressierte) Emballage zum Zurückschicken des entsprechenden schmutzigen (Kouvert oder „Säckchen“); aber bitte bedenkt, dass alles nur 250 g wiegen darf.“ (Brief vom 11.5.1916, S. 131)

46 „Bitte: Sammlung Göschen 331, 726, 59, 291 106, 643, 355, 718. Aus Natur und Geisteswelt 415.“ (Brief vom 28.4.16, S. 122)

47 „Bitte: Kjellen, die politischen Probleme des Weltkriegs. W. Tröltzsch, Deutsche Zukunft (bei S. Fischer) Es kam Scheel, Luther leider nicht nach Bogen getrennt, sondern einfach ein Schnitt mitten durch, sodass 8 Blätter einzelnen herumfahren und das Buch kaum wieder gebunden werden kann, was bei dem teuren Preis schade ist. Man trennt Bücher nur an den Stellen, wo auch der Buchbinder sie trennt, d. h. bei Beginn eines Bogens; die Bogenbezeichnungen stehen rechts unten auf der betreffenden Seite, und zwar meist S. 1, 17, 33, 49, 63 usw.“ (Brief vom 4.7.16, S. 162)

48 „Die Postsperrre hat das Gute, dass ich einmal mit meiner Litteratur wieder ins Reine komme, vielleicht komme ich so endlich wieder zum Arabischen, das als eiserne Ration im Hintergrunde liegt. – Noch gerade rechtzeitig vor der Sperre kamen 2 Wein, 2 Schokol. und eine Marmelade (gelbe), (das zweite Pflaumen ist nicht gekommen) und Nüsse und Datteln, die ja prachtvoll waren, aber ich bitte Euch, hiervon mir nichts zu schicken, weil Ihr es wirklich mehr braucht als ich. Ich habe wieder massenhaft Gemüsekonserven.“ (Brief vom 26.10.16, S. 292)

sorgungswünsche⁴⁹. Als allerdings die Versorgungsschwierigkeiten in der Heimat bekannt wurden, wendet sich das Blatt, und Rosenzweig lässt der Familie in der Etappe *organisierte* Lebensmittel zukommen.⁵⁰

Dazu kam, dass Franz Rosenzweig, wie die meisten seiner Kameraden, es offensichtlich vermied, die Eltern zu beunruhigen; in den Briefen an die Vettern geht er etwas detaillierter auf die militärische Lage in seinem Frontabschnitt ein.⁵¹

Inhaltlich wurden die Briefe in die Heimat auch dadurch beeinflusst, dass die Feldpost Beschränkungen unterworfen war. Diese bestanden aus stichprobenartigen Zensurierungen. Eine Zensur wurde gegenüber Darstellungen der Kämpfe ausgeübt, insbesondere auch Bilder, die mit dem Sterben an der Front zusammenhingen. Abbildungen mussten einer Prüfstelle vorgelegt werden.⁵² Es wurden in den Texten *unpatriotische* Bemerkungen geschwärzt. Die Zensurmaßnahmen erstreckten sich aber auch auf die in den Medien veröffentlichten Nachrichten und Meinungen. Das preußische Gesetz über den Belagerungszustand von 1851 bildete die Grundlage für die Zensurmaßnahmen während des Ersten Weltkriegs. Die Suspendierung des Rechts, „durch Wort, Schrift, Druck und bildliche Darstellung seine Meinung frei“ zu äußern, war im § 5 festgelegt worden. Regierung und Heeresleitung versuchten eine strikte Kontrolle über alle Informationen auszuüben, die herausgegeben wurden. Um eine gleichmäßige Aufsicht über die Presse zu gewährleisten, wurde die 1915 ins Leben gerufene Oberzensurstelle ausgebaut, aus der das Reichspresseamt hervorging. Dagegen regte sich nicht nur Widerstand von Seiten der Parlamentarier.

49 „Weißt Du noch“, so schrieb Viktor Klemperer an seine Frau, „wie ich in Rochlitz über das Kriegstagebuch des alten Haberkorn die Nase rümpfte? Nichts von Königgrätz, nichts als Essen und Stiefel. Und was steht jetzt in meinen Briefen aus dem Feld? Zu 99 Prozent dasselbe. Alles andere, den eventuellen Heldentod y compris, ist wahrhaftig weniger wichtig.“ (Viktor Klemperer, Curriculum vitae. Erinnerungen 1881–1918, Bd. II. hrsg. von Walter Nowojski, Berlin, Aufbau Verlag, 1996, S. 401)

50 „Fett habt Ihr doch zu Hause selber nicht genug; bitte schickt derartige Sachen nicht hierher.“ (Brief vom 27.4.16, S. 122) – „Die 4 Fettpackete gehen ab, die für Helene nach Leipzig (m. B. O[nkel] Viktor, Universität)“ (Brief vom 20.3./19.3.1917, S. 450)

51 „Für die Eltern habe ich mich gefreut; ich war und bin immer noch in Valandowo; überhaupt bist du, falls du nicht geschwätzt hast, der einzige Mensch, der mich an der Front weiss.“ (Franz Rosenzweig an Rudolf Ehrenberg, 3.9.1916, S. 224–225; GS I,1, S. 215f.).

52 Die dazu im Gegensatz stehende Offenheit, mit der sein Sanitätskamerad Wieland Herzfelde die grauenvollen Begebenheiten im Lazarett von Thourout schildert, war nur möglich, weil er die Erlebnisse seinem Tagebuch anvertraute, aus dem wir einige Passagen zur Illustration übernommen haben. Vgl. Herzfelde, Immergrün, S. 145–163.

Insgesamt konnte jedoch nicht von einer straffen Lenkung der Presse gesprochen werden, denn die Reglementierungen betrafen den militärischen Sektor, wogegen sich die politische Sphäre ihren Spielraum gegenüber der Militärzensur zu wahren suchte. Fühlte man sich zu sehr eingengt, appellierte man, meistens mit Erfolg, an die Reichsleitung. Bei einer entsprechenden Eingabe räumte Bethmann Hollweg gegenüber dem Reichsverband der deutschen Presse ein, dass es bei der Handhabung der Zensur „Mißstände“ gegeben habe, und er versprach eine Milderung der Zensur. Bei Kriegsende sollte die Zensur vollständig aufgehoben werden.

Über die militärische Lage konnte man sich mit Hilfe der Heeresberichte – auch die der gegnerischen Seite waren zugelassen – und der Presse des neutralen Auslands informieren. Franz Rosenzweig bekam beispielsweise das *Journal de Genève*⁵³ nach Mazedonien nachgesandt.

Trotz der relativen Konzilianz des Kanzlers in Fragen der Zensur war er im Juni 1916 noch nicht bereit, die Diskussion über die Kriegsziele unbeschränkt zuzulassen. Erst im November dieses Jahres sollte die Freigabe dieser Thematik erfolgen. Hierin ist auch der Grund zu sehen, dass Franz Rosenzweig erst ab Spätherbst 1916 damit beginnt, in seinen Briefen und Aufsätzen entsprechende politische Vorstellungen zu entwickeln.

Editorische Anmerkungen

Den hier zum überwiegenden Teil erstmalig veröffentlichten Briefen Franz Rosenzweigs an die Eltern – sie umfassen den Zeitraum vom 4. August 1914 bis zum 28. Juli 1917 – liegt ein 444 Seiten umfassendes Typoskript zugrunde, das sich im Leo Baeck Institut, New York befindet:

*Leo Baeck Institut, New York, (LBI), AR 3001, Papers of Franz Rosenzweig, Series III, Sub. 1, Box 4, Folder 2 – 6; MF 579 Reel 6, Typoscript (Briefe an die Eltern).*⁵⁴

53 „Über die Seeschlacht müsst Ihr den prophetischen Artikel im *Journal de Genève* vom 29. 5. lesen, wenn ich ihn Euch zurückschicke.“ (Brief vom 10.6.1916, S. 147)

54 „Subseries 1: Family: contains transcripts of letters of Franz Rosenzweig to his parents Adele and Georg Rosenzweig written during the First World War. These letters contain not only descriptions and observations of the regular days of a German soldier stationed at various European battlefields, but since Franz Rosenzweig read extensively also some thoughts and reflections on his readings. While the letters seem to be transcribed in their entirety, the excerpts from 1914–1918 are basically identical with excerpts which later

Ein Verzeichnis der Briefe, das der hier vorgelegten Briefedition angefügt ist, und ein Vergleich mit beiden aus den Jahren 1935 und 1979 stammenden Publikationen⁵⁵ macht ersichtlich, dass bisher lediglich ein Drittel der Briefe an die Eltern veröffentlicht wurde, was meist auch nur in verkürzter Form geschah.

Die bereits veröffentlichten Briefe oder Briefpassagen werden in dieser Edition kursiv wiedergegeben, wobei die entsprechenden Seitenzahlen aus der Edition von 1979 mit vermerkt wurden.

Das Typoskript scheint noch während des Ersten Weltkriegs entstanden zu sein. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, dass die Mutter, mit zeitweiliger Unterstützung einer Freundin oder Verwandten, anscheinend gleich nach Eintreffen der Mitteilungen eine maschinenschriftliche Abschrift anfertigte; das traf ebenso auf die von Franz Rosenzweig übersandten Manuskripte seiner Aufsätze zu. Für diese Vorgehensweise spricht auch die Anordnung der Briefe, die nicht immer dem Datum ihrer Abfassung entsprechend, sondern in der Reihenfolge ihres Eintreffens in der Abschrift berücksichtigt wurden, so dass später eintreffende Briefe nicht mehr chronologisch eingeordnet werden konnten.

Es ist kaum zu vermuten, dass Adele Rosenzweig zu diesem Zeitpunkt an eine Publikation der Briefe gedacht hat. Dass sie jede Äußerung ihres Sohnes aufbewahren wollte, mag einerseits ihrer hohen Wertschätzung gegenüber dem Sohn geschuldet sein, andererseits durchaus praktische Gründe haben: Auf diese Weise konnten seine schriftlichen Mitteilungen im Verwandten- und Freundeskreis leichter verbreitet werden;⁵⁶ die Mitteilungen von der Front kursieren zu lassen, war ein allgemein angewandtes Verfahren.

appeared in the first volume, *Briefe und Tagebücher 1900–1918 of Franz Rosenzweig's collected works Franz Rosenzweig: Der Mensch und sein Werk, Gesammelte Schriften*, Haag 1979: Martinus Nijhoff, 602.p.“ (Guide to the Papers of Franz Rosenzweig (1886–1929), 1832–1999 AR 3001, p. 14)

55 Rosenzweig, Edith (Hrsg.): *Franz Rosenzweig Briefe*, Berlin 1935; Franz Rosenzweig, *Der Mensch und sein Werk. Gesammelte Schriften. I. Briefe und Tagebücher. 1. Band 1900–1918*. Hrsg. von Rachel Rosenzweig und Edith Rosenzweig-Scheinmann unter Mitwirkung von Bernhard Casper, Haag, Martinus Nijhoff, 1979.

56 „Also die Üsküber Briefe machen eine Rundreise. Bitte haltet, wenn Ihr es noch nicht getan habt, das Exemplar sofort an und schickt es nicht weiter; jeder Leser weniger ist mir eine Beruhigung. Leipzig! Rostock! es ist eine Prostitution sondergleichen. Also bitte anhalten. Trudchen wäre der einzige Mensch, dem Ihr sie hättet zeigen dürfen. Das ist nun geschehen und ich kann nur auf die Blindheit der Menschen hoffen, die vielleicht vor lauter Feuilleton sonst nichts sehn.“ (Brief vom 10.5.1917, S. 504; GS I,1, S. 405)

Die zeitliche Grenze für die Erstellung des genannten Typoskripts bildet das Jahr 1937, als erstmalig Franz Rosenzweigs Briefe von seiner Ehefrau Edith herausgegeben wurden. Da nur ein Teil der an die Eltern gerichteten Schreiben publiziert werden sollte, fertigte man maschinenschriftlich entsprechende Exzerpte der für die Veröffentlichung bestimmten Passagen aus dem Typoskript an, die ausgewählten Stellen sind darin entsprechend markiert. Das Typoskript bildet so zugleich die Grundlage für die beiden genannten Briefeditionen.

Insgesamt kann man für die Anfertigung der Abschriften nur dankbar sein. Der Mangel an Schreibutensilien beeinträchtigte das Schreiben und die Form des Geschriebenen: „Mit dem Briefschreiben werde ich wohl bald aufhören müssen, ich habe nur noch einen Bleistift; wenn ich den verliere, so wundert Euch nicht, wenn Ihr nichts mehr von mir zu hören kriegt, schickt Ihr mir dann einen neuen, was ich an sich Euch nicht genug empfehlen kann jeden 1. und 15. zu tun, so werde ich auch wieder schreiben können. Vielleicht verliere ich den Bleistift aber in den nächsten Tagen noch nicht, obwohl das sehr unwahrscheinlich ist.“⁵⁷ Aber es mangelte nicht nur an Bleistiften, sondern auch an Papier, so dass Franz Rosenzweig seine Notizen teilweise auch auf Briefumschlägen festhalten musste. Dazu kam seine nur schwer leserliche Handschrift, die die Lektüre seiner Mitteilungen nicht gerade erleichterte.

Da das Typoskript nicht mit den Originalen der Briefe verglichen werden konnte, ist nicht eindeutig zu entscheiden, ob etwa von Franz Rosenzweig stammende Abweichungen in Orthographie und Interpunktion beim Übertragen in Maschinenschrift stillschweigend korrigiert wurden, oder ob andererseits den Transkribenten beim Abschreiben Fehler unterlaufen sind.

Franz Rosenzweig schreibt bis in die zwanziger Jahre nicht „gibt“, sondern „giebt“. Im Typoskript hingegen findet sich durchgängig „gibt“. Franz Rosenzweig benutzt das „ß“ nicht, er schreibt durchgehend „ss“. Im Typoskript wird hin und wieder „daß“ mit „ß“ geschrieben. Dieselbe uneinheitliche Erscheinungsform betrifft auch die Umlaute: Phasenweise findet sich die Schreibweise „ue“ statt „ü“ – doch Franz Rosenzweig benutzte durchgängig den Umlaut „ü“. Das Schreiben der Umlaute am Wortanfang wie z. B. „Ae“ wird auf das in Kassel verwendete Modell der Schreibmaschine zurückzuführen sein. In den Briefen und Manuskripten Franz Rosenzweigs tritt diese Besonderheit bei den Umlauten nicht auf. Vieles deutet darauf hin, dass mindestens zwei Personen die Briefe abgeschrieben haben,

⁵⁷ Brief vom 18.9.1916, S. 241f.

der bereits angesprochene Wechsel in der Schreibung – beispielsweise der Konjunktionen: („dass“ zeitweilig mit „ß“, dann wieder mit „ss“ geschrieben) spricht dafür.

Die veränderte Rechtschreibung von Wörtern nicht deutscher Herkunft – z. B. Cigaretten = Zigarettten oder Couvert = Kouvert – wird sich Franz Rosenzweig im Verlauf des Krieges auf Druck der vorgesetzten Behörden angeeignet haben. Sie muss im Zusammenhang mit der geforderten Verdeutschung von Fremdwörtern gesehen werden. In diesen Rahmen gehörte auch der im Jahre 1916 verordnete Wechsel von der lateinischen Schrift zur „Sütterlinschrift“. – Bei der Übertragung wurde deshalb von einer Vereinheitlichung der Schreibweise identischer Wörter abgesehen.

Bei der Wiedergabe der Texte wurde die im Typoskript vorgefundene Orthographie und Interpunktion beibehalten, nur in wenigen Ausnahmen wird davon abgewichen: In dieser Veröffentlichung wird „ß“ durchgehend mit „ss“ wiedergegeben; hin und wieder wurden fehlende Kommata eingefügt, wo es für das Satzverständnis notwendig erschien. Einheitlich wurde bei eingeklammerten Satzteilen am Schluss des Satzes der Punkt hinter die Klammer gesetzt, auch wenn im Typoskript davon abgewichen sein sollte. Offensichtliche Tippfehler wurden stillschweigend korrigiert.

Bereits publizierte Briefe und Briefpassagen sind, wie bereits erwähnt, kursiv gehalten; die darin an die zum Zeitpunkt der Veröffentlichung gängige Rechtschreibung angepasste Schreibweise von „ss“ als „ß“ wurde einheitlich der Schreibweise Franz Rosenzweigs mit „ss“ angeglichen.

Zusätze des Bearbeiters wurden in eckige Klammern [] gesetzt, Auslassungen in bereits publizierten Briefen durch „...“, unsichere Lesarten durch >...<, unleserliche mit [...] gekennzeichnet. – Für die biographischen Angaben und die Erläuterung der militärischen Operationen wurden die in den betreffenden Anmerkungen aufgeführten Hilfsmittel herangezogen.

Zusätzlich wurden in den Korpus der Briefe eingefügt: Unveröffentlichte Briefe Adele Rosenzweigs an ihren Sohn, zwei Briefe Rosenzweigs an Rudolf Ehrenberg und zur Illustrierung von Franz Rosenzweigs Sanitätsausbildung in Berlin und seines Sanitätsdienstes in Thourout Passagen aus Wieland Herzfeldes Tagebuch⁵⁸ sowie bezogen auf seinen Einsatz in

58 Herzfelde, Immergrün, S. 145-163.

Mazedonien Abbildungen aus dem Mazedonienbuch Franz Dofleins⁵⁹ und ein Text seines Kommilitonen aus Berliner Studientagen Friedrich Wolters.⁶⁰

Auf Grundlage der Briefe wurde ein „Verzeichnis der von Franz Rosenzweig an der mazedonischen Front gelesenen Publikationen“ erstellt. Die zum Teil unvollständigen bibliographischen Angaben – etwa nur die Angabe der Nummer eines Göschen-Bandes oder das Fehlen des Erscheinungsjahres und/oder -ortes – wurden soweit wie möglich ergänzt; dabei wurde die zu diesem Zeitpunkt aktuellste zu ermittelnde Auflage gewählt. Eine sich in den Beständen des Leo Baeck Instituts in New York befindende Aufstellung, in der überwiegend die Kurztitel aufgeführt sind, wurde für den Zeitraum vom August 1917 bis August 1918 ergänzend herangezogen.⁶¹

Das hier veröffentlichte Verzeichnis der Briefe muss nachträglich vom Archiv des Leo Baeck Instituts angefertigt worden sein, denn die aufgeführten Belegstellen der bereits publizierten Briefe beziehen sich auf die Edition des Jahres 1979.⁶²

59 Doflein, Franz: Mazedonien. Erlebnisse und Beobachtungen eines Naturforschers im Gefolge des Deutschen Heeres. Jena, Verlag von Gustav Fischer, 1921. Zukünftig zitiert: Franz Doflein, Mazedonien.

60 Michael, Philipp (Hrsg.): Friedrich Wolters, Briefwechsel 1904–1930, Amsterdam, Castrum Peregrini Presse, MCMXCVIII, S. 121-124.

61 Die maschinenschriftliche Aufstellung, mit einer angelsächsischen Tastatur geschrieben, befindet sich unter: LBI New York, AR 3001, Series I: Personal, n.d., 1904–1929, Box 1, Folder 3, Book List; MF 579, Reel: 1/1.

62 S. o., GS I,1.

Franz Rosenzweigs Briefe an die Eltern
(5. August 1914 – 28. Juli 1917) und
Adele Rosenzweigs Briefe an ihren Sohn

Berlin, 5.8.14.

Liebe Eltern,

ich komme erst morgen zu dem versprochenen Brief.

Dass England mitmacht, schadet nichts – im Gegenteil. Wirtschaftlich (Zufuhr etc.) kann es nicht mehr viel anders werden als es schon ist, und politisch wäre es ein direktes Unglück, wenn England nach einiger Zeit mit einer unabgenutzten Macht eingreifen könnte. Unsere Flotte braucht es da kein Handel mehr zu schützen ist nicht zu einem Kampf kommen zu lassen; sie kann in der Ostsee bleiben. Der Schluss der Thronrede, die ehrliche Bezeichnung unseres Vorgehens gegen Belgien als völkerrechtliches Unrecht ohne den leisesten Versuch zu Ausflüchten – das ist in aller Geschichte beispiellos.

Leipzig, 13.8.14.

Liebe Eltern,

ich bin seit Sonntag hier in Leipzig mit Beckeraths¹ zusammen; eigentlich wollte ich schon Sonntag nacht wieder zurück, blieb dann, da sich die Angelegenheit wegen deren ich hier war nicht so schnell erledigte, noch länger, indem ich meinen Abreisetermin immer auf den nächsten Zug weiterrückte. Heut morgen kam das Ehrenbergsche Malheur. Ich bin selber ruhig geblieben, habe sogar, was eigentlich schon zu viel war, mich zu rechtfertigen gesucht; nach der Art wie Onkel Viktor² mich behandelte hätte ich das eigentlich nicht tun dürfen, da er, kaum dass ich (von ihm aufgefordert!!) in sein Haus gekommen war, mich mit einer Flut von Beschimpfungen unzweideutiger Art wie „Vieh“, „niederträchtig“, über-goss. Immerhin habe ich sein Verhalten als Ergebnis seiner natürlichen gegenwärtigen Erregtheit aufgefasst und werde es auch nicht anders auf-

1 Es könnte sich um Erwin von Beckerath (1889–1964) handeln, der im Sommersemester 1914, wie Franz Rosenzweig im Jahr zuvor, in Leipzig studierte. Er stammte aus Crefeld, wo Eduard und Albert v. Beckerath eine Fabrik für Seidenstoffe, Sammet und Plüsch betrieben. Eine Niederlassung befand sich auch in Berlin. Hier wohnte in W 36, Markgrafenstr. 46 Adolf von Beckerath (Rentier), anscheinend der Vater bzw. Großvater der Vorgenannten. In seinem Hause verkehrte Franz Rosenzweig.

2 Ehrenberg, Viktor sen. (1851–1929), Jurist, Prof. in Göttingen, Vater von Rudolf Ehrenberg. Seit 1882 verheiratet mit Helene geb. v. Jhering, Tochter des bedeutenden Göttinger Rechtshistorikers und Zivilrechtlers Rudolf von Jhering. Im Jahre 1911 erhielt er den Ruf an die Universität in Leipzig, wo er bis zu seiner Emeritierung (1922) tätig war. Danach – bis zu seinem Tode (1929) – lebte er wieder in Göttingen.

fassen. Ich bin also von meiner Seite zu einer Versöhnung durchaus bereit, natürlich muss er anfangen; ich selbst habe mich glücklicherweise nicht dazu hinreissen lassen, auf die hässlichen Worte die er gebrauchte, irgendwie zu erwidern. Freilich wird sich auch die Versöhnung schwerlich so bald erreichen lassen. Da er augenblicklich noch zu sehr von seinem Recht überzeugt ist. Ich würde Euch also empfehlen zu warten. Auch wird selbstverständlich die Versöhnung nur äusserlich sein, da ich bei dieser Gelegenheit erfahren habe, wessen ich mich von ihm zu versehen habe; er wird künftig für mich zu den Menschen gehören, mit denen ich ein Zusammentreffen nicht grade aussuchen werde; die kleine Verletzung meiner persönlichen Eitelkeit (in dieser Zeit) hat mich gelehrt, wie gehässig er offenbar schon seit Jahren alles, alles, was – leider – ihm über mich zu Ohren gekommen ist, aufgenommen hat; er hat ganz unglaubliche Sachen gesagt. Wieder einmal sehe ich, wie wenig man sich auf solche bloss vom „Familiensinn“ oder wegen des guten Verhältnisses zu Euch aufrechterhaltene „Zuneigungen“ verlassen kann. Strich darunter.

Die Angelegenheit, wegen der ich hier bin, ist diskreter Natur (nicht wegen mir, sondern weil sie einen Dritten betrifft); Ihr braucht Euch also in keiner Weise darüber zu ängstigen. Es war eigentlich eine Dummheit von mir, dass ich Euch nicht davon schrieb; doch glaubte ich (da ich anfangs nur einen Nachmittag zu brauchen hoffte), dass ich Euch gar nichts davon zu sagen brauchte und Euch so die Besorgnis, die Ihr ja doch wenn auch ganz unnötig empfinden werdet, ersparen könnte. Deshalb, damit nichts nach Kassel käme, war ich auch, als ich länger blieb und wohl freie Zwischenstunden hatte, nicht zu Ehrenbergs gegangen. Nun ist das durch mein dummes Telefonat gestern zerstört. Ich war neulich schon einmal in derselben Sache einen Tag hier; auch ohne Ehrenbergs zu benachrichtigen.

Ich erwarte Euren Eilbrief hier und bleibe nun noch bis morgen vormittag. Dass alles wohl ist, hörte ich am Telefon.

Berlin, 17.8.14.

Liebe Eltern,

Euer Eilbrief nach Leipzig hat sich mit meinem gekreuzt, Ihr habt ja nun gesehn, dass nicht ich es soweit mit Es.[Ehrenbergs] „habe kommen lassen“ –, sondern im Gegenteil durch meinen Versuch mich noch nach Anhören jener Kette schwerster Schimpfworte, deren erstes mich normalerweise schon zum Verlassen des Zimmers hätte veranlassen müssen, zu rechtfertigen denkbar weit entgegengekommen bin. Die Beruhigung der